

(Nachdruck verboten.)

13]

Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Grabaus verneigte sich vor Marie Luise, ohne sie näher zu betrachten. Er wurde dann noch einigen Herren vorgestellt, darunter dem, der ihn vorher durch seine Erscheinung gefesselt hatte, einem Major, dessen Namen er nicht verstand.

Wieder allein gelassen, betrachtete er nun Marie Luise, die einen breitrandigen, mit Straußenfedern geschmückten Hut, eine orangefarbene Samttaille, deren weicher Herbstlaubton noch matter wurde durch die vergilbten, schweren Spitzen darüber, und einen am Boden hinstießenden, in übereinandergestülpten Lüten aufsteigenden, schwarzseidenen Rock trug, der ihrer schlanken Gestalt eine schleppende Bornehmtheit und graziöse Schwerfälligkeit verlieh. Doch diese Toilette sah Grabaus eigentlich nur als etwas Dunkel-Gelbes, matt Goldiges, sehr Schönes und Kostbares. Was ihm zuerst auffiel, wenn auch nur nebenbei und im Flug, war, daß sie sich sehr gerade hielt und sich gewissermaßen in sich zurücklehnte. So, obwohl nicht größer als der Maler, blickte sie dennoch auf ihn herab und schien sich mit einer Schranke zu umgeben. Aber ihr Gesicht war durchaus nicht hochmütig, sondern offen und voll lebhafter Teilnahme, und ihre Augen strahlten lebendigen Glanz aus. Sein hauptsächlichster Eindruck aber war der des Staunens, denn er fand ihre Schönheit von ganz anderer Art als er erwartet hatte. Nichts Blendendes oder Uebervältigendes trat aus ihrer Gesamterscheinung hervor. Schön dachte ihm ihr Gesicht vor allem durch die Harmonie der einzelnen Züge, durch die geistige Lebendigkeit, die doch wieder in einer tiefen und stillen Abgeschlossenheit gebettet schien. Reizvoll dünkte ihn diese Verbindung von Natürlichkeit und ererbter, unbewußt getragener aller Kultur. Im ganzen aber erschien sie ihm weniger schön als unendlich sympathisch.

Noch suchte er nach einem letzten, bestimmenden Urteil, als der Major, dessen Namen er vorher nicht verstanden hatte, sich zu ihm wandte und sagte:

„Ich bewundere alle Menschen, die frei sprechen können. Ich brachte das nicht fertig und sollt's doch auf meine alten Tage gelernt haben. Da hatten wir mal einen Regimentskommandeur, der war auch kein Redner. Ein brillanter Offizier und lebenswürdiger Gesellschafter. Aber frei sprechen! — Wenn der zu Kaisers Geburtstag den obligaten Toast ausbrachte — ich kann Ihnen sagen, wir saßen immer wie auf Kohlen. Die drei, vier ersten Sätze ging's famos. Dann plötzlich Totenstille — aber 'ne Stille, wissen Sie, wo Sie Ihr Herz klopfen hören, mindestens drei, vier Minuten lang. Unser Kommandeur wird blaß und blasser, zieht sein Schnupftuch und wischt sich die Stirn, fängt 'nen neuen Satz an, verbessert sich wieder — und schließlich, 's hilft nichts — er muß regelmäßig sein Papier herausziehen und die Sache zu Ende lesen. Ja, das Wort ist auch 'ne Gottesgabe.“

„Gewiß,“ erwiderte Grabaus. „Es ist ja 'ne allbekannte Sache, daß gerade tatkräftige Menschen oft sehr unbehilfliche Redner sind. Und doch ist es eigentlich merkwürdig. Denn die schnell entschlossene Tat und das behende Wort entspringen doch eigentlich denselben Quellen. Freilich — das Herz auf dem rechten Fleck tragen, heißt noch nicht, es auf der Zunge tragen.“

Der Major nickte und fragte dann, sich etwas herunterbeugend, in vertraulichem Ton:

„Sagen Sie mal — Riesfähe — das ist wohl ein Mensch, den man absolut kennen muß?“

„Das kommt darauf an, wer man ist. Wenn man sich nicht gerade ausschließlich mit geistigen Dingen beschäftigt —“

„Na, ein Vöotier möchte ich ja auch nicht gerade sein. Aber die Beschäftigung mit geistigen Dingen — lieber Gott, Sie können sich denken, wie das damit bei unsernem ist. Man hat den Tag über vor der Front gestanden, ist müde und abgeradert — da kann man den ganzen Mann nicht mehr stellen. Da liebt man Dinge, die leicht anprechen und nicht viel Kopfbrechen machen. Na, jetzt hätte ich ja mehr Zeit. Aber nun hab ich mal meinen eisernen Bestand von Schriftstücken, die ich immer wieder vornehme. Selten, daß ich einen hinzu-

nehme. Tja — vielleicht ist das auch so 'ne Art von Altersschwäche.“

„Warum? Wenn man nur gute Freunde hat — man braucht ja nicht immer nach neuen zu suchen.“

Der Major nickte, als wenn dies Wort ihn besonders gefreut hätte, und fuhr dann lebhaft fort:

„Ja, so vor fünfundzwanzig Jahren, ich war hier auf Akademie und wohnte mit einem Kameraden zusammen, da waren wir beide starke Schopenhauerianer. Da sind wir manch liebliches Mal die Linden lang geschlendert, aber wahrhaftig nicht wie zwei säbelrasselnde Leutnants, sondern tief verzagt. Wir hatten sogar beide 'mal vor, den Abschied zu nehmen. Na, dagegen hat dann die rauhe Wirklichkeit ein Veto eingelegt. Da hieß es einfach: Friß Vogel oder stirb.“

Er lächelte, dabei legte sich ein Kranz von Krähenfüßen um seine stahlblauen Augen, und unter dem dunklen Schnurrbart blickten kräftige, wohlgeformte Zähne hervor. Und beides gab diesem gebräunten im Drill und in der Pflicht gehärteten Gesicht etwas so Liebenswürdigen und aufrichtig Gütiges, daß Grabaus sich immer mehr zu ihm hingezogen fühlte.

„Es war trotz allem eine schöne Zeit. Ich möchte sie nicht entbehren. Man fühlte sich sehr klein und doch eigentlich riesig hoch. Es war eben mehr als der nüchterne Alltag. Aber an unserem Pessimismus, sehen Sie, da war zum großen Teil unsere sitzende Lebensweise schuld. Als ich bald darauf zum Manöver kommandiert wurde, und zwar zu Pferd bei der Kavallerie, da war ich ganz erstaunt, wie mir auf einmal ganz — na einfach säweinemäßig froh ums Herz wurde. Und daran war bloß die frische Herbstluft und das Gerüttel und Geschüttel schuld. Denn der Gaul, den mir der Schwadronschef aufgeföhrt hatte, der war nicht von schlechten Eltern.“

Während der Major sprach, hatte er manchmal zu Marie Luise hinübergeschaut, ihr einmal sogar zugenickt. Und in seinem Ausdruck glaubte Grabaus die Fürsorge und den Stolz des Vaters zu erkennen, der sich über die Erfolge seiner Tochter freut. Er verglich beider Gesichter und entdeckte auch Familienähnlichkeit, nicht in den Augen, denn die Marie Luises schienen ihm in diesem Augenblick von ganz besonderer Art, wie betaute Blüten, die ihren Glanz über das ganze Gesicht ergossen, aber die schmale, gerade Nase und besonders der weiche Mund mochten eine verfeinerte Erbschaft des Vaters sein. Jetzt, wie die noch einmal auftauchende Abendsonne ihr nachdenkendes Gesicht voll beschien, hob sie sich wirklich als eine wunderbar liebliche Erscheinung aus all den anderen Frauen hervor, als etwas Unvergleichliches und Vollendetes aus lauter halb Gelungenem und halb Verfehltem. Und ein Duft von Unerblichkeit umschwebte ihre Züge, daß Grabaus kaum glauben konnte, sie sei eine verheiratete Frau. Jedenfalls mußte sie noch im Sonnigum und der Ehe sein, doch vergeblich sah er sich nach ihrem Manne um.

Statt seiner stand der Maler an ihrer Seite, die Schultern zurück, den Kopf etwas vorgeneigt, mit blinkenden Augen und fast ängstlich gespannten Zügen, die verrieten, daß alles, was an Feuer, Wit und Behendigkeit der Gedanken in ihm war, sich auf die Beine gemacht hatte, um vor der Angebeteten zu paradien. Von Zeit zu Zeit warf er Grabaus einen schnellen Blick zu, der zu sagen schien: Ist sie nicht schön? Ist sie nicht schön?!

Da der Major von einer Dame in Anspruch genommen wurde, näherte Grabaus sich der Gruppe, indem er sich jedoch bescheiden im Hintergrunde hielt. Aber der Maler wandte sich jogleich mit lebhafter Gebärde an ihn:

„Denk Dir, der gnädigen Frau gefällt Berlin nicht. Sie findet es langweilig, nüchtern, öde, häßlich —“

„Aber nein, nein, das habe ich nicht gesagt. Ich sagte nur, es ist ganz anders, als ich es mir gedacht habe. Es wirkt ermüthend. Vielleicht ist das manchmal ganz gut.“

„Ach, gnädige Frau, ermüthert sind Sie nur, weil Sie in diesen nüchternen Kreisen verkehrt haben, Gesellschaft, Offizierskreise. Aber wenn Sie uns Künstlern mal die Ehre schenken, Sie würden anderer Meinung werden. Denn es gibt wirklich Künstlerkreise in Berlin.“

„Ach, gehen Sie mir damit. Ich will in Berlin Kunst genießen, nicht Künstler. Sonst würde ich vielleicht auch davon noch enttäuscht. Ein einziges Mal waren wir in einer Premiere, aber nie gehe ich wieder hin.“

„Warum nicht?“

„Kind, komm doch mal, bitte, Marie Luise!“ rief in diesem Augenblick der Major ihr zu.

„Einen Augenblick —“

Mit einem Lächeln schritt sie durch den Kreis, der sich vor ihr öffnete, worauf der Maler seinen Freund in eine Ecke zog und ihn in wilder Verückung fragte:

„Ist sie nicht schön? Verstehst Du mich nun? Bin ich noch immer ein Barbar, wenn ich sie liebe? Ach lieben! Ich bete sie an! Ich schwärme sie an! Einfach vom künstlerischen Standpunkt als Form und Farbe. Malen möchte ich sie — verstehst Du — im Gainsboroughkostüm, mit einem Windhund, der sich an sie schmiegt — mit einem verträumten, herbstlichroten Park dahinter — so so — Jugend, süße Melancholie, Vornehmheit, all das in eins — und fallendes rotgoldenes Laub dazu — und in der Luft ein silberner Ton — ganz zart alles und doch farbig. — Ach Gott, ach Gott! Und sie reißt ab!“

Er sprang auf, da er sah, daß der Major sich verabschiedete.

„Wir begleiten sie. Du kommst doch mit? Ich gehe einfach nicht von ihrer Seite. — Ach, Du übrigens, sag doch schnell der Gräfin noch einige Süßigkeiten über den geistigen Abend. Recht geistig und verschwommen, verstehst Du. Je weniger sie kopiert, desto glücklicher ist sie.“

Es verging noch eine Weile, ehe man wirklich zum Aufbruch kam. Nachdem Grabaus in einer Periode, über deren verzwickten, himmelaufwärtstrebenden, mit schwindligen Geistesstürmen und barocken Gleichnißschörkeln, mit unermesslichen Horizonte eröffnenden Fenstern und magisch dunklen Kreuzgängen ausgeschmückten Wunderbau er selbst beinahe aus dem Gleichgewicht geraten wäre, nachdem Grabaus derart der Gräfin seinen Dank abgestattet hatte, verließ er mit einem kleinen Zettel, worauf in Seltographentinte der Vortrag des nächsten Donnerstags angezeigt war, das Haus, in weit besserer Stimmung, als er anfangs geglaubt hatte. Der prächtige Major und Marie Luise — die beiden hatten ihn mit allen übrigen Anwesenden ausgesöhnt.

(Fortsetzung folgt.)

Große Berliner Kunstausstellung.

I. Malerei.

Es herrschen diesmal in der Ausstellung die Sonderausstellungen und die Kollektivvertretungen vor. München hat fünf Säle erhalten, je zwei die Künstlergenossenschaft und die Luisenparkgruppe, einen der Verein Münchener Aquarellisten. Dresden vertreten die „Erbier“. Düsseldorf ist in zwei Sälen zu sehen. Die Künstler Hamacher, Prell, Starbina, Jakob, Alt †, Rappmann, Hermann, Volkmann haben je einen Saal. Es ist dies ein Prinzip, das vorderhand unter den bestehenden Umständen der Massenabfertigung durchaus zu billigen ist, da es von dem Wirtwar des Azubiel befreit und dem Publikum nach Möglichkeit feste Vorstellungen und Anhaltspunkte bietet, statt ihm ein Sammelsurium vieler Namen und zahlloser Bilder zu geben.

Da nun traditionsgemäß die Architektur ihren Saal für sich hat, das Kunstgewerbe anschließend daran eine ganze Reihe von Zimmern und Kojen erhielt, die Illustratoren den linken Eingangsfügel einnehmen und die Schwarz-Weiß-Ausstellung die Rabinette an den beiden hinteren Rundgängen besetzt hat, so bleibt den anderen Künstlern nicht viel Raum übrig, immerhin noch vielzubiel, aber gegen früher ist ein übliches Einschränkung zu bemerken.

Wir wollen daher zuerst einen schnellen Rundgang durch diese Wälder antreten und dabei die wenigen guten Arbeiten hervorheben, die sich durch Fleiß und achtbares Können aus der Masse bemerkbar machen.

Da ist zuerst im Ehrensaal Weder (75), der mit einigem Glück den Versuch macht, ein Soldatenbild malerisch zu gestalten. Die graue Luft weht leicht um die blauen Uniformen. Klein-Chevaliers (506) „Landschaft“ ist in den Figuren lebhaft gesehen, das Meer aber, das weit den Horizont ausfüllt, liegt tot und beinahe nuancenlos da.

In der Landschaft ist das Streben bemerkbar, die stillere Schönheit herauszulesen und die bescheidenen, unscheinbaren Reize zu suchen. Welch ein Unterschied gegen früher, welche Fortschritte gegenüber der frisiertem Staffage und den bunt ausgeputzten Szenarien! Die Mark erzieht dazu. Ihre stillen Farben, die so gedämpft und zart sind, fordern schon ein geübtes Auge. Und immer noch hart sie der Künstler, die ihre wechselnde Vielseitigkeit im Bild festhalten. — Türlke, Engel, Dettmann, Kayser-Eichberg, Feldmann, Jülich, Matthies-Masuren, Deserich † sind Landschaftler mit gutem Geschmack. Sie lassen sich von ihrem Motiv, das sie verständlich wählen, zu einer sachlichen Schönheit behutsam hinleiten. Manchmal etwas monoton oder leise

sentimental, erzielen sie doch meist eine malerische Einheitlichkeit des Gesamteindrucks. Das Abendlicht liegt still über dem Fluß. Häuschen träumen am Balde. Ein Raub gleitet sacht durchs Wasser. Oder der Mondschein liegt bleich auf weißen Dächern und rieselt die Mauern hinab. Dann wieder spielt das Sonnenlicht zwischen den Blättern, und im Walde wird ein Pidnid aufgeschlagen. Und die Winde spielen im Park. Ohne daß die Eigenart des Sehens besonders schroff betont wird, merkt man doch eine eigene Auffassung, die sich nicht vordrängt, heraus. Breit lagert der Schnee, glatt und flüchtig, auf den Scheunen, am Ufer des Flusses. Und hell leuchten die Farben.

Auch das Porträt findet einige verständnisvolle Vertreter. Mit absichtlicher Virtuosität ist das Bildnis einer auf dem Sofa zurückgelehnten sitzenden Dame von Cornelia Paczla hingeseht. Es ist Verbe darin. Fein ist das dunke Schwarz des Umhangs, das leuchtende Rot des Shawls, die stumpfen Farben der eingestickten Blumen. Das Gesicht aber ist leer, und indem sich so das Weißerl vordrängt, fehlt die Harmonie. Müller-Schönfelds Porträts erfreuen wegen der subtilen Sachtigkeit, mit der alles Detail, die Runzeln des Gesichts, das Geflecht des Rohrstrahls, das Muster der Tasse gegeben ist. Es liegt eine ehrliche Arbeit darin. Frisch mutet das dreifache Porträt der „Familie Jenberg“ von Heichert an, Vater, Mutter, Tochter, die auf einer Partie im Walde begriffen, sich unterhalten. Die momentane Bewegung der drei ausschreitenden Personen hat wohl der photographische Apparat festgehalten. Das Frauenporträt von Hans Anker ist leicht und zart in den Farben, ein graues Kleid, ein blaßrotes Tuch, der Hintergrund grau.

Sehr kräftig, in dem Ton und dem Vortrag an Trübner erinnernd, ist das Stilleben von Vandell. Die Farben sind stumpf und wuchtig-breit. Ueber dem Tischuch liegt der grüne Widerschein des Lichts unter den Bäumen. Die Aepfel, die Karaffe, der weiße Stuhl sitzen sich gut dem Ganzen ein. Es liegt Charakter in dem Bilde. Hans Looschens Stilleben aus erotischen Fragen und Skeletten sind mehr merkwürdig als schön. Zudem ist das Malerische, das darin steckt, nicht herausgeholt. Seine Interieurs mit ruhiger, stiller Luft malt Brandis, in die er meist Personen hineinsetzt, deren Konturen verschwimmen. Ein Bild von eigenartiger Farbigkeit der Landschaft und der Kostüme gibt Stahl mit seinem „Delamerone“, eine florentinische Landschaft, von deren dunklem, warmem Grün die bunten Kostüme, die charakteristisch gezeichneten Gesichter sich apart abheben. Sehr eigenartig ist die malerische Auffassung Karl Leipolds, der Fischerboote auf See malt. Er gibt die düstige Atmosphäre über dem Wasser in leichten, zarten Tönen, im Dunst verschwimmt beinahe das Holz des Schiffes. Nur die Segel stehen über der Fläche in grauen und roten Farben, wie losgelöst. Fein und sparsam geht er mit seinen Farben um.

Von den Ausländern sind nur der Holländer Messdag mit Strandbildern aus Scheveningen, der Spanier Sorolla y Bastida mit breiten, grell und virtuos gemalten Bildnissen im Freien, der Belgier Leemputten mit einer lichten, grünen Landschaft, in der Schafe weiden, vorne eine markante Gestalt, die Hüterin der Herde, und der Amerikaner Melchers mit dem fein gemalten Bild einer Arbeiterin mit Kind, dessen braune Stoffe gute gegen die Blässe des Gesichts stehen, bemerkenswert vertreten.

Rudolf von Alt † erhielt einen Saal für sich; es sind dort Zeichnungen und Aquarelle ausgestellt, die sein Können auf den verschiedensten Gebieten zeigen. Er malt das Innere alter Dome, deren Steinwerk so fein erscheint, wie alte Epigen. Das Licht bricht sich an den alten, bunten Glasfenstern. Ueberall entbedet Alt einen malerischen Reiz. Es ist eine kleine Zeichnung da, die die äußerst subtile Art der Technik verdeutlicht. Da ist Ornament neben Ornament gesetzt in zierlichster Anordnung, und dennoch geht der Gesamteindruck des Turmes der Stephanskirche in Wien nicht verloren. Er hat diese Kirche und den vor ihr liegenden Platz oft gemalt. Von 1884 sehen wir da ein Bild, der Turm erhebt sich über den Platz in sauberster Flügelfarbe des Details. Von 1895 dann das Innere, das Grabdenkmal Friedrich IV. in der Stephanskirche, von lebendigstem Spiel der Farben, das hingeleitet über die alten Steine, und trotz der Kleinheit von großer Raumwirkung. Dann wieder legt der Maler mehr Wert auf die zeichnerisch genaue Durchbildung und arbeitet nur mit dem Stift, auch da aber farbige Wirkung erreichend.

Prells Fresken und Pastellen sind hoch, trotz der übertriebenen Größe. Bedeutend besser sind seine in einem besonderen Zimmer (Saal 2) untergebrachten Skizzen. Sie legen Zeugnis ab von einem lebendigen Erfassen des Farbigen in der Erscheinung. Sie sind vielleicht für unsere Augen oft zu grell. Aber sie fallen auf durch die Leichtigkeit der Konzentration, die bildartig wirkt, aber dennoch skizzenhaft bleibt. In Bewegung und Farbe hat Prell oft ganz freie und eigene Seiten. Immer holt er mit sicherem Griff den Eindruck heraus. Ist er da vielleicht ein wenig zu sicher und bewußt, so spürt man doch wenigstens Leben und Wollen. Hier schlummern dekorative Werte, die Prell leider in ausgeführten Werken ersüßt. Das Wasser, der Strand, der weite Himmel sind seine Motive, in die er die Menschen hineinsetzt, um in dem Widerstreit von Bewegung und Ruhe den Eindruck zu sammeln. Es ist ein eigentümlich freier Schwung in diesen Impressionen.

Die Kollektivausstellung Arthur Volkmann (Saal 28) vereinigt Gemälde, Zeichnungen und Pastellen, und man weiß nicht, welche von den dreien am wenigsten zuzagen. Diese Nachahmung

der Antike, die sich der in Rom lebende Künstler gestattet, erscheint krankhaft und schwächlich. Wie unangenehm und unedel wirkt die schmutzig-braune Tönung. Zudem kommt diese Antike nicht über das Modell hinaus, und Ungeschick soll künstlerische Anschauung sein. Bei den Bildern denkt man an Marées, doch ist gegen diesen italienischen Volkstümlich und unschön. Seine Bilder wollen Statuen in gelangweilten Stellungen geben, seine Statuen wollen farblos sein. Hinter all diesen Tadeln steckt so viel Anerkennung, daß es schwer ist, das eigentliche Maß des Könnens zu erkennen. Erfreulich wirkt diese Kollektion nicht. Sobald man über das Fremdartige hinweg ist, merkt man die Unselbständigkeit, die Anlehnung.

Auch der Hamacher-Saal (Saal 4) bedeutet nichts Neues. Es ist hier eine Repräsentation, die man dem Maler gestattet, keine Erweiterung der Vorstellung von seinem Können. Sein Gebiet ist das Meer. Grünlich sich überflürzende Bogen, grauweißlicher Gischt, der tosend schäumt, an Felsen spritzt, um wieder zurückzuprallen, Häfen mit Schiffen, deren breite Segel ruhig stehen. Er beherrscht sein Gebiet so, daß man bis zu einem gewissen Grade mancherlei Reiz entnimmt. Seine Häfen sind am besten. Die grünliche wasserdunstige Luft, das Gelblich-Schmutzige der Atmosphäre kommt hier am ehesten zur Erscheinung an den Fronten der Häuser und Strasse, die am Hafen liegen, und an den breiten, hohen Segeln, an den Holzwänden der Schiffe. Freilich — die Poesie, die unendliche Tiefe des Meeres wird hier unterschlagen. Es sind Arbeiten, die zu sehr Abbilder sind, um erhebend und schön zu wirken, die andererseits zu betont sind, zu sehr der Pose sich nähern, um natürlich zu sein. Von einem tüchtigen Maler wird hier das Meer „benutzt“.

Hans Hermann (Saal 5) liebt die holländischen Märkte, deren Blumen- und Fischreichthum er wiedergibt. Dann geht er dem malerischen Reiz alter Architekturen nach. Im „Dom von Veere“ fesselt ihn die kompakte Macht der breiten Massen, die malerisch schwer im Raum stehen, deren alte, verschossene Farben an den Mauerwänden wechseln. St. Marien in Wismar gibt ihm Gelegenheit, die kühle Luft in den hohen gotischen Gewölben, die gleichmäßig graue, vornehme Farbe des Steins und die Schlantheit der Säulen zu einem schönen Gesamteindruck von freier Räumlichkeit zu einen. Noch drei Bilder sind zu nennen, die nicht so bekannt sind. Ein „Nordseestrand“ um feiner düsterer Schwarz-Weißwirkung willen, mit verwischten Farben, „am Strande“, ein holländischer Fischer mit Frau frei in dem Raum hineingestellt und breiter gemalt, als es sonst Hermanns etwas reinliche Art ist, dann die in grün und braun ruhig und groß gemalte „Harzlandschaft“.

Carl binas Rote (Saal 37) steht seit Jahren fest. Seinerzeit erwartete man viel von ihm. Tieferschauende sahen immer einen Mangel in ihm, den er zeitweilig verdecken konnte. Er gab einige seine Bildchen von malerischem Reiz — das war seine gute Zeit. Dann wollte er Geltung und Ansehen gewinnen — und verflachte, aus seinen Feinheiten wurden Grobheiten, aus seinen Besonderheiten Banalitäten. Schon seine Straßenbilder von Berlin sind mehr eine stoffliche Nachahmung, als eigen gesehene Blicke und Künstlerbekenntnisse. Es lag demnach keine zwingende Veranlassung vor, eine Kollektivausstellung zu bewilligen. Aber auch hier soll diese Kollektivausstellung keine neue Vereinerung darstellen, sondern eine Ehrung. Trotzdem bleibt, wo doch eine Sichtung vorübergegangen sein wird, hier noch viel übrig, das nur als Gelegenheitsmache zu erklären ist. Man stellt fest, daß einzelne Bilder, die früher verheißungsvoll wirkten, jetzt nichts mehr sagen, jetzt ihren Reiz ganz verloren haben, und man wundert sich darüber. Die Erklärung wird die sein: es fehlte eben doch an dem Eigenen. Was interessierte, war Allgemeingut, ein Können, das von dem zeitlichen Standpunkte sich näherte.

Nach Alt-Berlin führt uns Julius Jakob, der in Saal 29 eine ganze Serie von Bildern hängen hat. Plätze, Straßen, Droschkenhalteplätze, alte Gebäude, die vielleicht gar nicht mehr vorhanden sind. Meist freilich herrscht das Stoffliche vor. Aber in einigen Arbeiten macht sich ein malerisches Erfassen bemerkbar. Es ist ein ehrlicher Fleiß und ein tüchtiges Können in den Bildern, berlinische Art, ein wenig phantasielos, aber doch respektabel.

Kampmann-Karlsruhe strebt in seinen landschaftlichen Bildern dekorative Wirkung an (Saal 36). Aber meist verwechselt er Effekt mit Deutlichkeit. So wird seine Kunst leider oft schematisch. Leider! Denn in den Anfängen steckt ein eigener Wille, den man in einigen guten Arbeiten noch bemerkt. Im ganzen aber halten seine Bilder eine längere, eingehendere Betrachtung nicht aus. Ein Bild soll mehr geben als eine augenblickliche Wirkung. Dafür ist das Plakat da oder die Lithographie und der Holzschmitt. —

Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

rn. Begegnung. Der kleine Däke mit dem vergnügten, sorglosen Gesicht kam eben aus der Weinstube, wo er gefrühstückt hatte, blieb einen Augenblick überlegend vor der Tür stehen, ließ den feinen Stock mit dem Silbergriff elegant hin- und herpendeln und schwenkte plötzlich mit jähem Entschluß in einem scharfen Bogen um die Ecke. Nicht ganz. Denn seine Nase, eine schöne rote Weinnase, bohrte sich plötzlich mit Vehemenz in die schon etwas abgetragene Weste eines anderen Individuums, das es auch sehr eilig hatte und ihm entgegengekommen war.

„Herr!“ Die Nase fuhr entrüstet hoch — „Pardon!“ Zwei lange Arme streckten den Kleinen weit von sich —

„Was?!“ Ein musternder Blick — „Kruse, bist Du’s?“

„Galefeldchen, Galefeldchen! Möbel, altes, wo kommst Du her? Und immer noch kein Fett auf den Rippen! Das hat meine Nase eben schwer getränkt.“

„Entschuldige,“ sagte der lange Galefeldt im Tone tiefsten Schuldbewußtseins. „Meine Rippen? Na ja, der alte Fehler. Nichts dagegen zu machen.“

„Scheint wirklich so. Aber zuerst mal: Guten Tag!“ Sie schüttelten einander die Hände. „Und wie geht’s?“

Galefeldt zog die mageren Schultern, die in einem langen abgeschabten Rock steifen, langsam hoch. „Frag’ mich! Es geht überhaupt nicht.“

„Oh!“ Kruse sagte es bedauernd und blickte mit ehrlich betäubten Augen hinauf an der unbeholfenen Gestalt des ehemaligen Freundes. „Also noch immer die alte Geschichte, was? Viel Hunger und wenig Brot. Jajaja. Wir haben uns eigentlich recht lange nicht gesehen?“

„So ein halbes Duzend Jahre werden d’rüber hingegangen sein. Gezählt hab’ ich sie nicht. Na, Dir geht es gut, was?“

„Danke. Aber hast Du nicht ein Stündchen Zeit? Drüben ist ‘ne Kneipe.“

„Eigentlich nicht. Weißt ja, man darf dem Alten nicht zu lange fortbleiben.“

„Wie? Du bist noch immer bei unserer alten Firma? Bei dem Filou, dem —“

Galefeldt unterbrach ihn durch eine Handbewegung: „Komm! Ich sehe ja ziemlich fest dort. Seitdem Du weg bist, bin ich Prokurist, Buchhalter, Lagerverwalter und Bureauclerk in einer Person. So’n vielseitiges Subjekt findet er nicht oft.“

„Alle Achtung!“ lachte der andere und zog ihn über den Straßendamm.

„Was soll man machen?“ Die langen Ähseln hoben sich.

Sie traten in das Lokal und setzten sich in eine Ecke. Kruse ließ zu trinken kommen. Nachdem sie angestochen hatten, sagte dieser: „Du bist ein Kamel, Galefeldt.“

„Mag sein.“

„n Mensch mit Deinen Anlagen und läßt sich sein Lebelang von so einem alten geizigen Bullenbeißer fusionieren! Ne Du, ich bin froh, daß ich beizeiten weg bin! Da verpumptst einer ja, da bleibt ja von einem selber schließlich gar nichts mehr übrig.“

„Ja — Du!“ Ein langer, fast neidischer Blick musterte den Kleinen Däken von oben bis unten. „Du verstehst es.“

„Versteh’n?“ Kruse lachte selbstgefällig. „Na ja. Das auch. Aber die Hauptsache, Freundchen, ist Unternehmungsgeist!“ Er tat einen tiefen Schluck. „Es ist nicht alles. Aber beinahe alles! Ein richtiger Kerl geht nicht unter.“

„Er kann Recht haben. Mankerott machen. — Ich wü r d e Recht haben.“ Aus tiefster Ueberzeugung sagte es der Lange.

„Einbildung. Eine Meite ist mitunter sogar das beste, was einem passieren kann.“

„Wie? Und der Offenbarungszeit?“

„Na, mein Gott, man manifestiert sich allmählich nach oben, verstehst Du?“

„Reineid also?“ Galefeldt rüdt ab.

„Unsinn. Reineid — psuil Was für’n Wort!“

„Entschuldige.“ Der lange Galefeldt wurde ganz rot. „Ich wollte Dich nicht beleidigen.“

Kruse lachte schon wieder und bot ihm eine Zigarre an: „Bist eben noch ‘n Kind in solchen Sachen.“

Und nach einer guten Weile: „Sag’ mal, Galefeldt, möchtest Du nicht gern da weg vom Alten?“

„Weg?“ Ein freudiger Schein flog über das Gesicht des Gefragten. Nur einen Augenblick. Dann fragte er zögernd: „Aber wie?“

„Ganz einfach. Ich zahle Dir das doppelte, was Du dort kriegst.“

„Kruse!“ Galefeldt stand auf, beugte sich über den Tisch und sagte mit erregter Stimme: „Das laß’ sein, ja? In dem Punkt mag ich keine Wiße. Und Enttäuschungen kann ich nicht mehr vertragen. Ich bin zu alt dazu!“

„Es ist kein Wik. Bitterer Ernst. Hör’ mal zu: momentan hab’ ich ‘n Tipgeschäff. Da kannst Du Prokurist werden.“

„Tipgeschäff? Was ist das?“

„Ahnungsloser Engell! Das ist ‘ne moderne Wahrsagerei. Wilt in die Zukunft. Mancher möcht’ gern wissen, wer bei dem oder jenen Nennen Sieger wird, weil er zweiten will, verstehst Du? Na, Kruse sagt ihm die Sieger vorher.“

„Wie? Und das stimmt?“

„Schaf — pardon — natürlich stimmt’s. Das heißt: meistens. Oft wenigstens.“

„Was soll ich dabei?“

„Korrespondenz führen usw. Der Geschichte Deinen Namen geben — formell —“

„Meinen Namen? Wieso?“

„Mein Gott, Galefeldchen, weil meiner angefangt ist. Auch ‘n Name trägt sich ab bei unsereinem wie ‘n alter Paletot. Von Zeit zu Zeit braucht man ‘n neuen. Bei Kruse haben die Leute kein

Glück mehr, vielleicht bei Hasefeldt. Ich hab' Recht gehabt in letzter Zeit. Es ist immer anders gekommen. Nu gilt der Prophet nichts mehr in seinem Vaterlande. Undank ist der Welt Lohn."

Hasefeldt schien tief nachzuzinnen. Dann sagte er zögernd: "Du, das ist doch Schwindel — das Ganze."

"Schwindel?" Kruse fiel aus den Wolken. "Schwindel nennt er das! Haue ich jemand absichtlich über's Ohr? Nicht in die Hand. Im Gegenteil: je mehr die Leute gewinnen, je lieber ist's mir. Aber wie gesagt: ich treff' jetzt so oft vorbei und die andern müssen mit darunter leiden. Vielleicht hab' ich wieder Glück, wenn Du bei mir eintrittst."

"Es war also doch wieder eine Enttäuschung," sagte Hasefeldt. "Sei doch kein Frosch, Mann! Ist 'ne ganz reelle Sache. Ich finde zehn für einen. Aber gerade Dir gön' ich's — aus alter Freundschaft und weil ich 'n ehrlichen Menschen brauche."

Hasefeldt trank sein Bier aus und sah nach der Uhr: "Ich muß gehen."

Kruse packte ihn am Nack. "Sprechen wir uns wenigstens aus!" "Für solche Machinationen bin ich nicht zu haben, Kruse."

"Machinationen! Mensch, wo haste bloß die Wörter her! Das war doch geschimpft!" Er hielt ihn fest. "Es ist wirklich 'ne gold-reelle Sache, Hasefeldt!"

"Auffassung."

"Kannst selber Dein Glück dabei machen, wenn Du auf meine Tips fahst — ganz abgesehen davon, daß ich Dir dreimal soviel Gehalt geb' wie Du jetzt hast."

Hasefeldt zuckte zusammen, dann riß er sich los und ging mit langen Schritten zur Tür hinaus.

Kruse sah ihm verblüfft nach: "So ein dummer Kerl! So ein Schafstopf! — Kellner, zahlen!"

lk. Von Falkenberg nach Freienwalde. Schon hinter Eberswalde erheben sich die Hügelreihen, die über Niederfinow und Falkenberg sich neben der Bahn gegen Freienwalde hinziehen und hier ihre höchste Entwicklung erreichen. Zunächst zeigen sich die welligen Höhen vom einstigen Waldbestande entblößt, und nur aus den Rainen und Senkungen zwischen den Feldern grünen uns die mit weißen Blüten völlig überfünten Schlehengebüsch. Bei Falkenberg setzt der Wald ein. Wir steigen aus und wandern auf der Straße nach Freienwalde durch den Ort. An seinem Ende verlassen wir die Chaussee, um den Weg rechts in den Wald einzuschlagen. An den grünenden Erlen des Stadtrucks führt er hin, während auf der anderen Seite auf steilen Hängen Kiefern mit Buchen abwechseln, bis das Laubholz die Oberhand gewinnt, und die Buchenkronen im frischen Frühlingsgrün sich wie Gewölbe hoch über dem Wege zusammenziehen. Unzählige weiße Blumen des Sauerklees schmücken den Boden zwischen dem braunen Laube, blaue Veilchen stehen dazwischen, und am Begrande erschließen sich die Blüten des Steinbrechs. Ein tiefer Hohlweg führt uns in die industrielle Siedelung des Maunwerks hinab, wo wir uns nach rechts an kleinen Arbeiterhäuschen vorüber zum Wege nach dem Teufelssee wenden, den wir nach einer schönen Waldwanderung erreichen. Der in der Mark an runderliche Gewässer im Walde reichlich verlichtene Name Teufelssee mag mit Sagen zusammenhängen, die aus alter Zeit her sich gewöhnlich an solche Wasserspiegel geknüpft haben. Wir Wanderer von heute sehen dem friedlichen Waldsee nichts Diabolisches an. Aber an einer Stelle des Ufers fallen steile Felsen aus dunkelbrauner, fast schokoladefarbiger, ausgelagerter Mauererde ins Auge, die Ablagerungsprodukte der Freienwalder Alaungewinnung. Sie erstrecken sich bis ins Wasser hinein und bilden dort den „Laugensumpf“ mit einer eigenartigen Vegetation. Wir folgen weiter dem Wege nach der Waldschänke und dann zur „Grünen Tanne“. Dabei schneiden wir zuerst, immer im Walde, die Berliner Chaussee und erreichen von hier ab durch den hübschen Hohlweg des „Düsteren Grundes“ das Freienwalder Drummtal bei der „Grünen Tanne“. War die Höhe nicht zu groß, so stehen uns von hier aus noch viele Wege in das Waldrevier nach allen Seiten offen, von denen die bevorzugtesten zum Badsee führen. In dessen Umgebung senken und heben sich die Waldwege fast wie in einem Gebirgslande, und gewiß ist dieses Gebiet mit dem kleinen See im tiefen Grunde eines der schönsten im märkischen Ländchen. —

— Eine „seuchte“ Statistik teilen die „M. N. N.“ aus Washington mit: Das statistische Bureau des Handelsamtes hat eine interessante Statistik zusammengestellt, worin auf Grund von Zahlen nachgewiesen wird, was und wieviel von jedem Stoffe die einzelnen Nationen trinken. Diese Schlussfolgerungen sind auf fünf Getränke und an dem Beispiele der hauptsächlichsten Konsumenten unter den Kulturnationen aufgebaut. In Betracht kommen die Vereinigten Staaten, Deutschland, England, Frankreich, Rußland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Portugal, Argentinien und Chile. Der gesamte Teeverbrauch des Jahres 1904 betrug 510 Mill. Pfund; davon entfallen auf England 250 1/2 Mill., Rußland 127, die Vereinigten Staaten 110, Deutschland 7, Oesterreich, Frankreich, Argentinien und Chile zwischen 1 1/2 und 3 Millionen Pfund, Spanien 333 000 und Italien 115 000 Pfund. An Kaffee wurden insgesamt 2 1/2 Milliarden Pfund verbraucht, wovon auf die Vereinigten Staaten 961 Millionen Pfund entfallen; Deutschland folgt mit 397, Frankreich mit 168, Oesterreich mit 109 Millionen; es kommen sodann Italien, England, Spanien und die übrigen obengenannten Länder

mit einem Konsum von 39 Millionen herab bis 5 1/2 Mill. Pfund. Bieraufgaben liegen nur aus 8 Ländern vor, deren Gesamtverbrauch 5753 Millionen Gallonen (1 Gallone gleich 4,5 Liter) betrug. Davon entfallen auf Deutschland 1783 Millionen, auf England 1501, die Vereinigten Staaten 1494, Oesterreich 492, Frankreich 289, Ungarn 88 und Italien 7 Millionen Gallonen. Von Whisky, Brandt und anderen Spirituosen wurden in acht Ländern 687 Millionen Gallonen genossen, darunter in Rußland 174, in Deutschland 124, in den Vereinigten Staaten 121, in Oesterreich 82 1/2, Frankreich 72 1/2, in England 58 1/2, Ungarn 43 1/2, Italien 11 Millionen Gallonen. Weinstatistiken liegen aus 9 Ländern vor. Der Gesamtkonsum ist für 1904 3090 Gallonen. Frankreich führt mit 1343 Millionen, es folgen Italien mit 928 1/2, Spanien mit 331 1/2, Oesterreich-Ungarn mit 231, Deutschland mit 124, Portugal mit 72, die Vereinigten Staaten mit 43 1/2 und England mit 16 1/2 Millionen Gallonen. Für Rußland liegt hier keine Statistik vor. Es ist bei dieser interessanten Statistik nicht zu übersehen, daß diese Ziffern häufig irreführend sind, d. h. wenn man den Konsum mit der Bevölkerungszahl vergleicht. So wird bei einer solchen Berücksichtigung offenbar, daß nicht in Deutschland, sondern in England das meiste Bier getrunken wird, nämlich 35,42 Gallonen auf den Kopf, während in Deutschland nur 30,77, in Oesterreich-Ungarn 20,36, in den Vereinigten Staaten 18,28 auf den Kopf getrunken wird. Der Verbrauch der Spirituosen ist nicht wieder in Rußland am bedeutendsten, sondern in Oesterreich mit 3,09 Gallonen auf den Kopf; dann kommt Ungarn mit 2,19 Gallonen, Deutschland mit 2,11, die Vereinigten Staaten mit 1,48, England mit 1,38, Frankreich mit 1,35 und erst an siebenter Stelle Rußland mit 1,26 Gallonen, während Italien nur 0,34 Gallonen auf den Kopf verbraucht. Nur beim Wein geben die Gesamtziffern dasselbe Bild wie die Berechnung auf den Kopf der Bevölkerung. —

Humoristisches.

— Immer nobel. Frau von Goldblad (zu ihrer Tochter, als zufällig die Salontüre offen steht): „Ich bitt' Dich, Maltvine, der Jean ist momentan nicht da — mach' Du provisorisch die Türe zu!“

— Aus einem Junggefellens-Tagebuch. „Die meisten Ehen sind eine Enttäuschung — mitunter sogar eine vierfache: 1. für den, der sie nicht kriegt, 2. für sie, die ihn nicht kriegt, 3. natürlich für den, der sie kriegt und 4. für die, die ihn kriegt.“

— Ablenkung. Bürgermeister (zum versammelten Ausschuß): „Der Godtbauer vo' Wisling hat mich den größt'n Döhen von der ganzen G'meind' g'heiß'n... Kömmt Ihr Euch dö's g'all'n lass'n?!“

Notizen.

— Unter den Neudrucken, die der Insel-Verlag vorbereitet, befindet sich auch der *Simplicissimus* von Grimme'shausen. Der Neudruck wird nach der ersten Ausgabe von 1869 mit sorgfältiger Wiedergabe der 80 Vollenbilder hergestellt. —

— Von einem Berliner Theater erzählt ein Berliner Blatt folgendes: Es gibt in Berlin eine Bühne, die seit langer Zeit nicht nur ausverkauft Häuser hat, es ist auch wochenlang vorher kein Billett zu bekommen — das Geschäft muß doch also glänzend gehen. Aber nun die Rehrseite: Der Etat ist so enorm hoch, daß selbst bei dem ausverkauften Hause noch täglich ein Defizit von 400—500 M. ist; erst bei der 30. Vorstellung etwa beginnt der wirkliche Verdienst. Und wieviel Stücke bringen es überhaupt zu einer so hohen Ausführungsziffer. Zwei Fehlschläge und das — Gründungskapital ist verloren.

— Haydn's sämtliche Kompositionen, auch jene, die bisher nur im Manuskript bekannt sind, sollen im Auftrage des österreichischen Unterrichtsministeriums herausgegeben werden. Die Herstellung der Ausgabe wollte man einer Leipziger Firma übertragen. Dagegen erhoben aber die österreichischen Musikverleger und Notenstecher Einspruch. Die Wiener Handelskammer sprach ihnen bei. Jetzt wird die Sache wahrscheinlich im Inland gedeckelt werden. —

— In Ponte Stoli bei Florenz ist nach dem „V. L.“ die berühmte Madonna von Lucca della Robbia aus der Kapelle gestohlen worden. —

— Die nordwestliche Durchfahrt. Aus Montreal wird der „Frankfurter Zeitung“ berichtet: Herr Low, ein Angestellter der kanadischen Geologischen Anstalt hat 1903/04 auf dem Dampfer „Neptune“ im Auftrage der kanadischen Regierung ausgedehnte Fahrten im Gebiete der Hudson-Bai und hinauf nach Norden bis Kap Sabine gemacht. In seinem Bericht erwähnt Low, daß er im November 1904 bei Beechy-Insel kein Eis westlich in der Barrow-Strasse und nur wenige lose Schollen im Wellington-Kanal sehen konnte, und daß die Aussichten auf eine günstige nordwestliche Durchfahrt derartig waren, daß man an Bord allgemein die fehlende Anweisung zu einem solchen Versuche bedauerte. Auf diesen Bericht hin hat nun die Regierung beschlossen, in diesem Sommer Herrn Low zu ermächtigen, die nordwestliche Durchfahrt zu versuchen. —